

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 61.

Posen, den 4. September 1927.

Nr. 61.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keithstrasse 5.

Die rote Blume.

Roman von Gertrud von Broddorff.

4. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Es hat mir leid getan, daß wir uns vor der Landung so plötzlich aus den Augen verloren,“ fuhr Melisse etwas hastiger fort und warf einen kurzen Blick hinter sich, als ob sie fürchtete, daß dieses Gespräch Lauscher haben könnte. „Aber ich hatte Schwierigkeiten mit den Behörden. Denken Sie, ich habe einen halben Tag auf Ellis Island zugebracht. War das nicht gräßlich?“

Ihre Mundwinkel zitterten bei der Erinnerung, und zwei scharfe Falten gruben sich in ihre Stirn.

„Sie sieht müde aus!“ dachte Arne und blickte voller Mitleid in ihr schmales Rassegesicht, dem ein winziger Leberfleck auf der linken Wange unweit der Lippen etwas unerhört Pikantes verlieh. „Ich kann mir vorstellen, daß es gräßlich gewesen sein muß, Fräulein de Boor. Aber nun sind Sie ja frei.“

Sie seufzte, sah ihn einen Augenblick prüfend von der Seite an und unterdrückte augenscheinlich eine Antwort, die ihr auf der Zunge lag. Sie waren wieder in die Halle zurückgekehrt und schritten langsam zwischen den damenbesetzten Sofas dahin.

„Wie überfüllt es hier ist!“ sagte Melisse. „Die moderne Karawanserei! Wie kommen Sie übrigens hierher? Verzeihen Sie, daß ich frage! Es ist durchaus indiskret, und Sie brauchen mir natürlich nicht zu antworten, wenn Sie keine Lust haben.“

Ihre Art zu sprechen hatte etwas Beunruhigtes und Nervöses. Auf dem Schiffe war sie ausgeglichener gewesen. Aber nun schien es, als wäre von dem wilden, gehetzten und ruhelosen Charakter dieser Stadt ein Stück in ihr eigenes Wesen hinübergeslitten. Arne mußte über ihre Frage lächeln. „Ein Zufall, Fräulein de Boor! Oder vielleicht besser: ein Fügung des Schicksals.“

„Glauben Sie an Fügungen des Schicksals?“

„Vielleicht werde ich von heute an daran glauben. Können Sie sich vorstellen, daß ich heute ins Waldorf-Astoria gekommen bin, um Ihnen zu begegnen?“

„Das kann ich mir allerdings schwer vorstellen.“

„Sie warf wieder ihren kurzen, charakteristischen Blick hinter sich, der sich gegen unbefugte Beobachter zur Wehr zu setzen schien.“

„Wie sind Sie übrigens ausgerechnet aufs Waldorf-Astoria verfallen?“

Arne zog seine Liste aus der Tasche und präsentierte sie Melisse.

„Ich sagte mir, daß Sie in einem dieser Hotels Wohnung genommen haben müßten.“

Sie überflog die Liste und begann plötzlich stürmisch und krampfhaft zu lachen. Dann wurde sie unvermittelt wieder ernst und sagte in völlig verändertem Tone:

„Jetzt beginne ich allerdings auch, an eine Fügung des Schicksals zu glauben.“

Ihre Augen glitten mit einem sonderbaren Blick über Arnes Gesicht.

„Und was würden Sie getan haben, wenn Ihre Nachforschungen in diesen Hotels vergeblich gewesen wären?“

„Ich hätte Herrn Atherton in seiner Wohnung am Riverside Drive angerufen und mich bei ihm nach Ihrer Adresse erkundigt.“

„Ah —“ sagte sie und wurde dunkelrot. „Das hätten Sie getan? Nun, Mister Atherton hätte Ihnen allerdings Auskunft geben können. Er hat sich große Verdienste um meine Landung erworben und mir später zu einer netten kleinen Wohnung in der Achtzigsten Straße verholfen. Ich wohne nämlich keineswegs in diesem Hotel; denn ich bin nicht so reich, wie Sie zu glauben scheinen. Begreifen Sie nun, daß es wirklich eine Fügung des Schicksals war? Ich bin hierher gekommen, um einen Agenten zu treffen, mit dem ich gestern durch Mister Atherton bekannt geworden bin.“

Sie sah sich wieder um und heftete dann einen Blick auf ihre Armbanduhr.

„Bin ich Ihnen lästig?“ fragte Arne.

„Warum sollten Sie mir lästig sein? Ich freue mich, Sie getroffen zu haben, Herr Bester. Es ist keine Höflichkeitsphrase. Ich freue mich wirklich. Man friert so unter all diesen fremden Gesichtern. Und ich finde es rührend, daß Sie an mich gedacht haben.“

Sie blickte wieder auf ihre Uhr. „Oh, ich habe während dieser Tage soviel an Sie denken müssen,“ sagte Arne sehr leise. „Ich habe immer an Sie denken müssen.“ Sie schien es zu überhören.

„Er wollte um halb eins da sein,“ murmelte sie. „Jetzt ist es eine gute Viertelstunde über die Zeit. Ist das nicht rücksichtslos?“

Arne machte ein unglückliches Gesicht, das indessen keineswegs der Rücksichtslosigkeit des unbekanntem Agenten galt. Aber in Melisse de Boors Wesen war irgend etwas, das ihn enttäuschte und traurig machte. Sie schien ausgefüllt und beunruhigt von Dingen, die tief unter ihrer inneren Würde stehen sollten.

„Das ist die Seelenstimmung, die sie Männern vom Schlage dieses Mister Atherton ausliefert!“ dachte er. Melisse streifte den langen, wildledernen Handschuh über ihr Handgelenk, und ihre Gedanken schienen plötzlich wieder zu Arne zurückzukehren.

„Verzeihen Sie, daß ich soviel von meinen eigenen Angelegenheiten rede, Herr Bester! Nun sprechen Sie von sich selber! Wie geht es Ihnen? Haben Sie den Bester getroffen, von dem Sie mir damals erzählten? Haben Sie Aussicht auf eine Stellung?“

„Ich werde heute abend mit meinem Better zusammentreffen, Fräulein de Boor! Aussicht auf Stellung! Oh ja! In einer Fabrik vielleicht. Ich habe die Absicht, im Laufe des Nachmittags einmal deswegen vorzupprechen.“

Arne lächelte überlegen. Melisse streifte ihn mit einem großen verwunderten Blick.

„Ist es nicht sehr schwer?“ fragte sie nach einer Pause.

„Ich glaube nicht, daß irgend jemand, der arbeiten will, in New York verhungern braucht. Fräulein de Boor.“

„Verhungern?“ — Sie zog die Schultern zusammen,

als ob sie ziere. „Nein, natürlich nicht! — Aber wer denkt auch gleich ans Verhungern?“

„Ist der Gedanken wirklich so fernliegend, Fräulein de Boor? Ich meine natürlich für einen Menschen, der einsam und mittellos im Strudel treibt —?“

Sie sah ihn wieder an, und jetzt war es ein fester, gesammelter Blick, in dem Mitleid und leiser mütterlicher Stolz miteinander stritten.

„Ich glaube, daß Sie Ihren Weg machen werden,“ sagte sie. „Sie haben alles hinter sich geworfen und sind nur auf sich selber gestellt. Ich glaube, daß man es so machen muß, um in einem neuen Leben vorwärtszukommen —“

Sie schloß Sekundenlang die Augen, und ihre Lippen zitterten ein wenig, als ob sie einen Schmerz mit starker, seelischer Kraft zu unterdrücken hätte. Arne beobachtete, daß einige Herren ihr nachblickten. Melisse war auffallend und elegant, ganz in Mausgrau mit Maulwurfspetz bekleidet. Am Hals trug sie ein antikes Schmuckstück aus Perlen und Amethysten.

„Wollen wir uns nicht einen Augenblick setzen?“ fragte sie plötzlich, auf ein freigewordenes Sofa deutend. Nachdem sie Platz genommen hatten, warf sie wieder einen Blick auf die Uhr. Es war zehn Minuten vor Eins. Melisse sagte nichts. Sie war ein wenig blaß, aber um vieles ruhiger als zuvor. Nach einer Pause fragte sie:

„Würde es Ihnen möglich sein, mich im Laufe der nächsten Tage einmal zu besuchen? Warten Sie, ich gebe Ihnen meine Adresse —“

Sie zog ein schmales Kärtchen aus ihrer Handtasche. „Hier ist meine Telephonnummer. Bitte, rufen Sie vorher an! — Ich würde mich sehr freuen.“

Arne versprach zu kommen und barg das Kärtchen in seiner Brusttasche.

„Wie unwahrscheinlich ist es, daß ich hier sitze,“ dachte er beglückt und empfand eine heftige Freude bei dem Gedanken, daß der Agent diese Zusammenkunft mit Melisse de Boor vergessen haben könnte.

Melisse blickte auf die Uhr und fragte: „Was ist eigentlich dieser Doktor Merz für ein Mensch? Sie kennen ihn doch, nicht wahr? Ich glaube, Sie wenigstens an Bord einmal in seiner Gesellschaft beobachtet zu haben?“ Arne nickte erstaunt und ein wenig beunruhigt.

„Ich habe mich während der Ueberfahrt allerdings ziemlich eng an Doktor Merz angeschlossen. Trotzdem wage ich nicht zu behaupten, daß ich ihn kenne.“

„Ist er nicht eine Art von Apostel?“

Sie zuckte plötzlich zusammen und erhob sich erregt.

„Leben Sie wohl!“ flüsterte sie, ohne Arnes Antwort abzuwarten und schritt einem vierströtig und brutal ausschenden Herrn entgegen, der eine goldene Brille trug und Melisse mit einem kühlen und geschäftsmäßigen Lächeln begrüßte. Arne war auf seinem Sofa sitzen geblieben und blickte den beiden nach. Sie verschwanden in der Richtung des Speisesaales. Eine Sekunde lang dachte Arne daran, hier zu warten, bis Melisse zurückkäme. Dann sagte er sich, daß das unmöglich wäre. Aber er blieb trotzdem sitzen und atmete die warme, duftgesättigte Luft, die noch von Melisses Gegenwart durchtränkt zu sein schien. „Eine Fügung des Schicksals,“ dachte er, lächelte vor sich hin und betastete vorsichtig das schmale Kärtchen in seiner Brusttasche.

Warum aber war Melisse heute so unruhig gewesen? War sie es nur deswegen, weil der Agent, den sie erwartet hatte, nicht pünktlich gewesen war? Oder hatte ihre Ursache einen anderen Grund? Fürchtete Melisse sich vor irgend etwas? Arne hatte den Eindruck, daß Melisse sich fürchtete.

Und mit einem Male mußte er durch irgendeine sonderbare Ideenverbindung an den alten Mann auf der verschneiten Bank denken. Die Erscheinung dünkte ihm ein Symbol und eine Warnung.

„Ich habe keine Zeit zu verlieren,“ dachte er und sprang von seinem Sofa in die Höhe. Er gelangte zur Untergrundbahnstation und erfuhr, daß er den Lexington-Avenue-Zug benutzen könnte.

Dreiviertel Stunden später näherte er sich der Fabrik — einer Parfümeriefabrik von gigantischen Ausmaßen. Die Straße war leer und traurig; eingesunkene Häuser, über die das bleiche Licht des sich verdunkelnden Tages fiel, begrenzten sie, und man hätte meinen können, sich inmitten des Glendsviertels irgendeiner europäischen Großstadt zu befinden. Arne wanderte ein paar mal an der rostroten Fabrikmauer auf und nieder und betrachtete die Plakate, die zur Reklame für die Erzeugnisse der Firma entworfen worden waren und schöne Frauen in verführerischen Gewändern darstellten. Dann sagte er Mut, trat durch einen offenstehenden Torweg in einen übermauerten Durchgang und brachte bei einem mürrisch blickenden Manne, der das Amt eines Pförtners zu bekleiden schien, sein Anliegen vor.

Der Mann lächelte unangenehm, zeigte gelbe, schlecht gehaltene Zähne und erklärte, daß sich im Laufe des Vormittags bereits fünfzehn Männer zum Zunageln von Risten gemeldet hätten. Acht wären eingestellt worden; die übrigen könnten augenblicklich nicht beschäftigt werden. „Es sind schlechte Zeiten, Sir!“ fügte er hinzu und schob ein Stück Kaugummi zwischen die Zähne.

Arne stand enttäuscht und entmutigt. Ein mächtiges, mit Risten beladenes Lastauto rollte von einem der inneren Höfe her unter den Torweg. „Attention!“ brüllte der Kutscher. Arne sprang zur Seite und trat dann hinter dem Auto wieder auf die Straße hinaus. „Es ist töricht, sich gleich vom ersten Mißerfolge entmutigen zu lassen,“ dachte er und betrachtete die schönen Frauen auf den Plakaten, die sinnlos in die traurige Straße hinauslächelten.

IV.

Ein Viertel nach sechs Uhr klingelte Arne zum zweiten Male an der Wohnung von Madame Hélène. Die Tür öffnete sich auf die nämlliche geräuschlose Weise wie am Morgen, und als Arne die Treppe hinaufstieg, sah er Madame Hélène, zum Ausgehen gekleidet, in dem erhellten Korridore stehen. Sie trug einen Pelzmantel, der früher einmal kostbar gewesen sein mochte, aber jetzt selbst in dieser schwachen Beleuchtung abgeschabte Stellen aufwies, weiße Handschuhe und einen schwarzen Sammethut, der ihr weißgepudertes Gesicht um vieles jünger und verführerischer erscheinen ließ.

„Mister Sörensen ist zu Hause,“ sagte sie und lächelte Arne zu wie einem alten Bekannten.

Sie ließ ihn in eine Art Empfangszimmer eintreten und pochte an Klaus Sörensen Zimmertür.

„Sie müssen sich noch einige Minuten gedulden, mein Herr. — Herr Sörensen wird sofort erscheinen.“

Sie nickte ihm gnädig zu und verschwand. Arne konnte ihre Schritte auf der Treppe hören. Das erinnerte ihn an den Abend, an dem er Doktor Merz die Treppe hinuntergehen hörte. War das wirklich erst gestern gewesen? Arne bewegte ungläubig den Kopf. — In diesem Augenblick wurde die Tür vom Nebenzimmer her geöffnet. Ein schlanker, eleganter, etwas müde aussehender Herr stand auf der Schwelle.

„Arne? — Bist du's wirklich und wahrhaftig in eigener Person, mein Junge?“

Arne war aufgesprungen. Ja — das war Klaus Sörensen! Er hatte sich verändert; — er war älter geworden und auch sonst —, aber trotz allem: es war Klaus. Sie schüttelten sich die Hände. Arne hatte ein Würgen in der Kehle, das ihn am Sprechen hinderte.

„Als ich vor einer Stunde deine Karte fand, habe ich's zuerst nicht glauben wollen, Arne! Welche Ueber-raschung! Ein Wiedersehen in Newyork! Wer das vor zehn Jahren gedacht hätte, nicht wahr?“

(Fortsetzung folgt.)

Flugzeug oder Luftschiff?

Im Zusammenhang mit den Ozeanflügen, den gelungenen wie vor allem den mißglückten, ist in der Tagespresse vielfach die Frage erörtert worden, ob das Luftschiff oder das Flugzeug die meisten Möglichkeiten bietet und sojann, welches Luftfahrzeug am ersten zu einem wirtschaftlichen, sich selbst tragenden Fernverkehr führen wird.

Die Befechter des Flugzeugs betonen, daß zurzeit der gesamte regelmäßige Luftverkehr über Land tagsaus tagsein, und dazu der weitans überwiegende Teil der Sport- und (im Auslande) der Militärluftfahrt von Flugzeugen bestritten wird. Sie verweisen auf die höheren Bau- und Betriebskosten gasgetragener Luftfahrzeuge und ihrer Bodenanlagen, der Hallen oder Infirmas, der Gasfabriken und Ersatzteillager, die zusammen mit dem größeren Personalbedarf für Besatzung und Bodenhilfe die Rentabilität des Luftschiffverkehrs ungünstig beeinflussen könnten, ferner auf die Wetterempfindlichkeit der Luftschiffe, die das Auslaufen an stürmischen Tagen verhindert, an denen Schiffe noch fahren können, während der Flugverkehr auch dann aufrechterhalten wurde, wenn die Schifffahrt schon unterbrochen war. Sie berufen sich endlich auf die Feuergefahr der mit brennbaren Gasen gefüllten Luftschiffe und auf die Empfindlichkeit gegen senkrechte Luftbewegungen, die das Flugzeug wegen seiner höheren Steiggeschwindigkeit leichter überwinden kann. Auch wird ins Feld geführt, daß das Flugzeug schneller ist, also nicht nur bei Windstille eine gegebene Strecke in kürzerer Zeit zurücklegen kann, sondern vor allem durch einen Gegenwind wesentlich weniger beeinträchtigt wird. Wenn beispielsweise ein Luftschiff in der Stunde 120, ein Flugzeug aber 150 Kilometer macht, so werden sie eine Strecke von 6000 Kilometern in 50 bzw. 40 Stunden zurücklegen; die Reiterparnis bei Windstille beträgt also 10 Stunden. Wenn nun während der ganzen Reise ein Gegenwind von 30 Kilometern in der Stunde herrscht, so mindert er die Reisegeschwindigkeit des Flugzeugs auf 120, die des Luftschiffs aber auf 90 Kilometer in der Stunde herab. Das Flugzeug braucht also jetzt 50 statt 40 Stunden, das Luftschiff aber 67 statt 60 Stunden. Die Verspätung durch den Gegenwind und damit die Unregelmäßigkeit des Luftverkehrs betrüge also beim Flugzeug 10, beim Luftschiff aber 17 Stunden. Es kommt hinzu, daß man die Fluggeschwindigkeit des Flugzeugs leichter steigern kann; denn um beispielsweise doppelte Geschwindigkeit zu erzielen, hat man die Leistung der Motoren nur etwa zu verdoppeln, während das Luftschiff die vierfache, beim Flugzeug aber eine nicht wesentlich erhöhte Menge Brennstoffs braucht.

Dagegen wird zugunsten des Luftschiffs darauf hingewiesen, daß es in der Luft stillstehen und auf verhältnismäßig beschränktem Raum landen kann, während das Flugzeug um so größere Plätze braucht, je schneller es wird. Ferner hat die Nutzlast größeren Anteil am Gesamtgewicht als beim Flugzeug, und dieser Vorzug steigert sich noch, wenn man die Luftschiffe immer weiter vergrößert; er bedingt vor allem eine beliebige hohe Fahrtweite, während die des Flugzeugs zurzeit, wie kürzlich berechnet wurde, auf bestenfalls 8000 Kilometer beschränkt ist. Auch kann man das Flugzeug noch nicht beliebig vergrößern, da sonst trotz fortschrittlicher Bauverfahren das Eigengewicht zu groß wird, als daß man noch eine entsprechende Nutzlast mitnehmen könnte. Weiterhin ist das Flugzeug empfindlicher gegenüber Böen und anderen Unregelmäßigkeiten der Luftströmung, die auf kleineren Flugzeugen Seefahrt hervorrufen können. Ein bekannter Luftschiffführer, der selten im Flugzeug gestiegen ist, erwähnt bei seinen Werbevorträgen gern die „ominösen Tüten“ für Fluggäste. Endlich kann das Luftschiff im Notfall sich vom Winde treiben lassen; und gegen den Einwand der Feuergefahr wird geltend gemacht, daß man Luftschiffe mit unbrennbarem Helium zu füllen vermag, daß man auch brennbare Gase mit Schutzgaschüllen vor Entzündungen bewahren kann, und daß die hauptsächlichste Feuergefahr in dem leicht entzündbaren Benzin liege, das auch bei Flugzeugen noch verwendet wird.

Man ist nicht berechtigt, den Namen Zeppelins in diesem Streit der Meinungen für das Luftschiff und gar gegen das Flugzeug einzusetzen. Der alte Graf mit seinem intuitiven Gefühl für das Notwendige und Mögliche ist ja nicht nur, wie man immer annimmt, der Schöpfer des großen Starrluftschiffes; er hat auch, und zwar gerade in dem Augenblick, als sein Werk den Gipfel des Erfolges erklomm, seinen Mitarbeiter Dornier mit dem Bau eines Metallflugzeuges betraut. Zeppelin ist auch der geistige Vater des großen Flugzeugs für weite Strecken!

Man ist aber auch nicht berechtigt, in diesem literarischen Wettbewerf eine theoretische Entscheidung zu fällen. Allen unseren bisherigen Erfahrungen überlagern sich die luftpolitischen Schwierigkeiten, mit denen wir in den letzten Jahren zu ringen hatten, die verzweifelte Wirtschaftslage, die den Unternehmungsgeist lähmte und manchen Reisenden von der Benutzung des Luftverkehrs abhielt. Endlich die Jugend des Gedankens, Flugzeug und Luftschiff mit Eisenbahn, Kraftwagen und Wasserfahrzeugen in einer einheitlichen Verkehrswirtschaft zusammen arbeiten zu lassen.

Es ist daher niemand in der Lage, heute schon Rentabilitätsberechnungen aufzustellen, aus denen hervorgehen soll, daß das Luftschiff wirtschaftlicher arbeitet als das Flugzeug. Nur soviel kann man grundsätzlich sagen, daß ein Luftfahrzeug, von ungewöhnlichen „Hüpfstufen“ abgesehen, vorteilhafter arbeitet, wenn es auf ganz große Fernstrecken nicht mit dem gesamten Betriebslastvorrat geht, sondern z. B. die eigentliche Ozeanüberquerung durch Zwischenlandungen an geeigneten Küstenpunkten abkürzt. Im übrigen entbehren die Wirtschaftlichkeitsberechnungen des Ozeanluftverkehrs mit Flugzeug oder Luftschiff noch der wirtschaftlichen Grundlage, der Erfahrungen.

Diese werden uns aber nicht lange mehr fehlen: es wurde wiederholt gemeldet, daß eine deutsche Gesellschaft im Zusammen-

hang mit Spanien einen Ozean-Luftschiffverkehr ins Leben zu rufen gedenkt, daß eine französische Firma eine Flotte von Flugzeugen für den Ozeanbetrieb auf Stapel gelegt hat, wobei sie die längste Seestrecke vorerst mit Schnellbooten zu überbrücken gedenkt. Ferner sehen wir, daß die deutsche Luft-Vanja ihr Streckennetz planmäßig Schritt für Schritt über die Schweiz und Südfrankreich nach Spanien vorreibt, so daß es sich in den nächsten Jahren nach Südamerika erstrecken wird.

Durch diese Ereignisse sind die nicht minder schwierigen Pläne des Luftverkehrs nach dem Fernen Osten, die durch Polforschungen mit dem Luftschiff und vor allem durch den Befingsflug der Deutschen Luft-Vanja gewonnen haben in den Hintergrund gerückt. So ist die Zeit nicht mehr fern, wo uns Tatsachen zeigen werden, welche Möglichkeiten dem Fernverkehr das Luftfahrzeug bietet, ob das Flugzeug oder das Luftschiff wirtschaftlicher, wetterbeständiger, pünktlicher und sicherer als Verkehrsperkzeug ist.

Auch im Weltverkehr werden alle Mittel geprüft — und das Beste wird behalten!

Bliglichter aus Moabit

(Nachdruck verboten.)

Die drei Unbekannten.

Seltzame Dinge passieren auf der Welt. Da ist zum Beispiel der Betonfabrikant A., heute ein Mann von 75 Jahren. Der war mal fünfzig und fühlte sich wie ein Jüngling, war aber trotzdem sehr erpant, als er eines Morgens einen Brief erhielt, in welchem ihm eine völlig unbekannt Dame namens Elli Kahl mitteilte, sie habe ihm einen Knaben geboren und er möge gefälligst dafür aufkommen. A. begab sich in die Wohnung der Kahl, fand dort zwar nicht die geringste Spur eines Knaben, aber Elli war hübsch, und was nicht war, konnte ja werden. Da nun Elli Kahl, obwohl sie viele Zehntausende erhalten hatte, sich nie zufrieden geben wollte, erstattete er Anzeige wegen Erpressung, sie bekam neun Monate, und schoß sich am Tage nach der Verurteilung tot.

Das war 1911. Bald darauf erhielt der Fabrikant, der mittlerweile die Sechzig überschritten hatte, einen Brief, in welchem ihm eine völlig unbekannt Dame namens Guisti Bollmann die Briefe, die er der Kahl geschrieben hatte, zum Kauf anbot. Er begab sich also in die Wohnung der Bollmann, zahlte 50 000 Mark, und da Guisti sehr hübsch war... kurzum, das Verhältnis dauerte nur ein Jahr, dann begann Guisti Bollmann Zeichen geistiger Verwirrung zu bekommen. Ein Jahr später erhielt Herr A. einen Brief, in welchem ihm eine völlig unbekannt Dame namens Emilie Bollmann schrieb, ihre Schwester sei nunmehr völlig wahnsinnig geworden und er könne die Briefe, welche er der Guisti geschrieben, von ihr käuflich erwerben. Herr A. begab sich also in die Wohnung der Emilie. Es kam zwar kein Kauf zustande, da die Forderung ihm zu hoch schien, aber da Emilie sehr hübsch war, dauerte das Verhältnis ebenfalls ein Jahr. Dann hörte A. 13 Jahre lang nichts mehr von beiden Schwestern, bis im Jahre 1926 ein Drohbrieff nach dem anderen eintraf, einer immer verrückter als der andere. Jetzt schrieben beide Schwestern gleichzeitig, erzählten etwas von Uebergabe der Briefe an die kommunistische Partei und so. A. stellte Strafantrag wegen Erpressung, und Emilie bekam drei Monate, während Guisti nicht angeklagt werden konnte. Emilie hat Verurteilung eingelegt, Herr A. ist mittlerweile 75 Jahre alt geworden. Preisfrage: Wie alt wird er sein, wenn der Prozeß zu Ende sein wird?

Todesstrafe für Kirchendiebstahl.

In einer mittleren westdeutschen Stadt ereignete es sich, daß ein Referendar, welcher als Vertreter des Anwalts zu fungieren hatte, völlig benebelt in die Verhandlung „eintrat“. Er hatte die ganze Nacht gezechet und nicht den geringsten Schimmer, was eigentlich verhandelt wurde. So bemerkte er kaum, daß vor den Schranken des Gerichts sich eine Frau aufgebaut hatte, die 1 Pfund Kirschchen gestohlen haben sollte und dies mit Heftigkeit und großem Wortschwall bestritt. Als nach beendeter Zeugenvernehmung der Richter dem Referendar das Wort erteilte, damit er seinen Antrag stelle, erhob er sich mit Mühe und sprach säuer, aber deutlich:

„Ich beantrage gegen die Angeklagte zehn Jahre Zuchthaus.“ Darob große Bestürzung mit anschließender Heisterkeit im ganzen Saale. Der Richter versuchte die Situation zu retten und durch gütliches Zureden dem Referendar klar zu machen, daß man sich auf keinem Jahrmarkt, sondern in einem Gerichtssaal befinde. Das schien der Anwaltsvertreter denn auch einzusehen, denn er nicht bedenklich, erhob sich und verflühdete laut in den Saal:

„Ich beantrage gegen die Angeklagte die Todesstrafe.“ Darauf wurde die Sitzung unterbrochen, und wenige Wochen später hatte man den Referendar auf dem Disziplinarwege aus dem Justizdienst entfernt.

Müller verurteilt, Meier hingerichtet.

Damit nicht der Meier die Strafe vom Müller abjiben muß, gibt es für den Fall von Verwechslungen, die ja denkbar wären, in der Strafprozeßordnung den § 490, in dem es heißt:

„Wenn über die Auslegung eines Strafurteils... Zweifel entstehen oder wenn Einwendungen gegen die Zulässigkeit der Strafvollstreckung erhoben werden, so ist die Entscheidung des Gerichts herbeizuführen... Der Fortgang der Vollstreckung wird hierdurch nicht gehemmt.“

Nehmen wir also an, Müller sei zum Tode verurteilt und solle hingerichtet werden. Aus Versehen holen die Wärter aber den Meier aus der Zelle nebenan und führen ihn zur Richtstätte. Meier brüllt und behauptet, er sei nicht der Müller. Was dann? Dann ist die Entscheidung des Gerichts einzuholen, doch wird der Fort-

gang der Vollstreckung nicht genehmigt. Das heißt, der Meier wird hingerichtet. Später kommt dann der Müller an die Reihe, sobald sich der Ferkel herausgestellt hat. Das ist natürlich Theorie, denn in der Praxis wird so etwas nie passieren, aber man sieht, daß die Theorie an Hand der Strafprozeßordnung zu ganz reizenden Situationen führen kann.

Ein Dreijähriger als Mordzeuge.

Als man eines Nachts Geschei und Loben in den Privaträumen des Hotels vernahm und die von innen verschlossenen Türen aufgebrochen hatte, fand man die Frau und das Töchterchen des Hoteliers blutüberströmt und tot in ihren Betten vor. In der Ecke saß das dreijährige Söhnchen und schrie. Wie der Besitzer des Hotels aussagte, waren Einbrecher durch die Fenster eingestiegen und hatten die beiden getötet, nachdem sie ihn aus den Zimmern gedrängt hatten. Das klang sehr unglaubwürdig, besonders da man keine Spuren von den angeblichen Einbrechern finden konnte. Und doch ist es fraglich, ob man den wahren Mörder gefast haben würde, wenn nicht einer der Kriminalbeamten auf die Idee gekommen wäre, den einzigen Tatzeugen, das dreijährige Söhnchen, zu vernehmen. Und siehe da, schon nach kurzer Zeit plapperte der Kleine:

„Warum hat denn Pappi die Mamma und das Schwesterchen geschnitten?“

Auf Grund dieser Aussage ist jetzt der Hotelier Etienne Biancino aus Monte Carlo auf 20 Jahre in den Kerker gewandert.

Synthetische Edelsteine.

Von Arthur Franke kaufet.

Aus dem seltenen Vorkommen einwandfrei schöner Edelsteine, aus der mühsamen und kostspieligen Art ihrer Gewinnung und schließlich aus der Resultate dieser beiden Tatsachen, nämlich dem hohen Preise, erklären sich ohne weiteres die vielfachen Bestrebungen, die man schon vor Jahren machte, die echten Steine durch künstliche zu ersetzen oder wenigstens den minderwertigen auf künstlichem Wege zu einem besseren Aussehen zu verhelfen.

Anfänglich versuchte man, da die Technik noch nicht auf der heutigen Höhe stand, Ersatzfabrikate in den Handel zu bringen; man ahnte nur die äußeren Eigenschaften der Edelsteine nach und ließ den inneren Aufbau unbeachtet. Es war dies also in gewisser Sinne Betrug, indem man einen hohen Wert vertauschen wollte, den das Surrogat in Wirklichkeit nicht besaß. In den letzten zwei Jahrzehnten ging man aber einen anderen, vollkommen neuen Weg; man erforschte die Zusammenfügung der Edelsteine, versuchte deren Synthese und hatte Erfolg. Zuerst gelang es, den Korund, das heißt seine rote Abart, den Saphir, auf synthetischem Wege herzustellen. Das Verfahren ist in groben Umrissen etwa folgendes: Man schmilzt einen der Grundstoffe mit der Farbestoffsubstanz, dem Oxid, zusammen und setzt die Schmelze einem Kristallisationsprozeß aus, der ständig unter Kontrolle gehalten werden muß. Bei der Herstellung von synthetischen Rubinen nimmt man zum Beispiel pulverisierte reine Tonerde und setzt Chromoxyd hinzu. Die Masse kristallisiert nicht wie Naturstein, sondern bildet Tropfen und wird dann verschliffen. Ueber ein Vierteljahrhundert werden bereits synthetische Rubine und seit 1910 auch synthetische Saphire hergestellt, und zwar ursprünglich nur in Paris. Doch haben wir in Deutschland jetzt auch eine ziemlich ausgedehnte Industrie dieser Art. Zur Unterscheidung der synthetischen von den echten Edelsteinen benutzte man früher ein Verfahren, das sich auf das Vorhandensein mineralischer Einschlüsse in den echten Steinen stützte, doch ist dieses einigermaßen hinsichtlich dadurch geworden, daß man heutzutage in der Technik der Herstellung von Edelsteinen auf synthetischem Wege bereits so weit fortgeschritten ist, die sogenannten Nullinadeln im Rubin, sowie die Flüssigkeit und kristallinen Einschlüsse im Smaragd und Saphir ziemlich getreu nachahmen zu können.

Es ist auch ein altes Bestreben, die Perlen nachzuahmen. Bekannt sind die sogenannten Wachsperlen. Sie bestehen aus einem hohlen Glasförmigen, das von innen mit Perlesenz ausgefüllt und mit Wachs ausgefüllt wird. Besser sind die Imitationen, die unter Verwendung von Fischschuppenessenz hergestellt werden, die sogenannten französischen Perlen. Im Handel sind sie bekannt unter dem Namen Otela, Tekla usw. Die Fischschuppenessenz wird aus den Schuppen verschiedener Weißfische, besonders der Lauben gewonnen. Die getötenen Fische werden ihrer Schuppen beraubt und diese solange in Wasser stehen gelassen, bis sich der Schiller am Boden abgesetzt hat. Dieser Schiller ist es, der den künstlichen Perlen das Aussehen und die Farbe der echten gibt und eine Unterscheidung nur sehr schwer zuläßt. Der relativ hohe Preis dieser französischen Perlen erklärt sich leicht, wenn mitgeteilt wird, daß zur Gewinnung eines Pfundes Fischschuppenessenz die Schuppen von ungefähr 20 000 Fischen nötig sind. Die französischen Perlen bestehen aus einer massiven, unzerbrechlichen Kugel aus steinhartem Material, die mit der erwähnten Fischschuppenessenz überzogen ist. Sie sind von überzeugend echter Wirkung und mit freiem Auge von echten Perlen nicht zu unterscheiden.

Das Publikum hat heute von den Imitationen eine ganz andere Auffassung als früher. Während die „wirkliche“ Dame früher Imitationen auf keinen Fall angelegt hätte, ausgenommen eine Kopie eines in ihrem Besitz befindlichen echten Schmuckes, schreibt heut die Mode Imitationschmuck direkt vor. Die Auffassung des Publikums ist eben freier geworden, auch hat man zu der entwickelten Schmuckimitationsindustrie größeres Vertrauen gefast. Zur höheren Wertschätzung der Edelstein- und Perlenimitation trägt wohl auch der Umstand viel bei, daß manche Firmen synthetische

Steine nur mit echten Diamanten zusammenstellen und in echtem Material fassen. Paris bringt als letzte Neuheit farbige Perlen in unwahrscheinlichen Größen.

Aus aller Welt.

Der größte Betrieb der Welt ist die Gemeindeverwaltung von New York. Diese hatte im Jahre 1926 eine Einnahme von 987 Millionen Dollar und eine Ausgabe von 982 Millionen Dollar. Das ergibt einen Ueberschuß von 5 Millionen, einen Betrag, der allerdings nicht groß ist. Und doch sind die Bürger der Stadt mit diesem Betrage zufrieden, denn er gibt ihnen die Zuversicht, daß die Gemeindefiskus für 1927 nicht erhöht werden.

Die Stadt New York hat insgesamt 118 000 Beamte, Angestellte und Arbeiter in ihren Diensten; die ihr gehörenden unbeweglichen Güter haben einen Wert von 2,12 Milliarden Dollar. Für den Unterricht werden jährlich 90 Millionen Dollar ausgegeben, für Volkswohlfahrt 31 Millionen, für Reinigung 31 Millionen, für die Feuerwehr 19, für Wasser, Gas und Elektrizität 11, für öffentliche Anlagen 5, für Bibliotheken und Museen 4 Millionen Dollar.

Auffindung eines neuen Sternes. Auf vier am 30. und 31. Juli gemachten Aufnahmen fand der Direktor der Heidelberger Sternwarte, Prof. Max Wolf, im Sternbild des Adler einen Stern neuer Größe, der auf photographischen Aufnahmen aus den Jahren 1892 bis 1926 nicht zu finden ist. Wie nun ein Telegramm der „Astronomischen Zentralkette“ in Kiel meldet, zeigt der Stern weiterhin steigende Helligkeit und in seinem Spektrum die typischen Kennzeichen der „neuen Sterne“. Es handelt sich hier mit großer Wahrscheinlichkeit um einen solchen „neuen Stern“. Das andauernd schlechte Wetter hat bisher weitere ausgedehnte Beobachtungen nicht zugelassen, so daß nähere Angaben noch nicht zu machen sind.

Gefährdete Lutherstätten. Der Vorstand der Lutherhalle zu Wittenberg und die Vereinigung zur Erhaltung und Ausgestaltung der Erfurter Lutherstätten wenden sich in einem Aufruf an die evangelische Bevölkerung Deutschlands unter Darlegung der Tatsache, daß die Luther-Gedenkstätten in Wittenberg und Erfurt in ihrem Fortbestand bedroht sind, wenn es nicht gelingt, die erforderlichen Beträge zu ihrer würdigen Erhaltung aufzubringen. Zu besonderen Lutherstätten, die hervorragendes Recht auf opferfreudigen Bestand hätten, gehörten die Augustinerkirche und das Kloster in Erfurt und das Augustinerkloster in Wittenberg, und alle diese Stätten sind dem Verfall preisgegeben, wenn nicht die Mittel aufgebracht werden, sie grundlegend zu erneuern.

Das älteste Buch der Welt? Dr. Luz von der Universität Kalifornien hat nach 20jährigem Studium ein Buch entziffert, das in den Ruinen der früheren Hauptstadt Hittite in der Nähe der heutigen Stadt Angora ausgegraben wurde. Die Zeichen sind auf Tonplatten eingeritzt. Die Kultur der Hittite stellt ein Bindeglied zwischen der babylonischen und griechischen Kultur dar.

Auch ein Rekord. Auf der großen kanadischen Ausstellung, die in diesem Jahre eröffnet wurde, war ein Mantel ausgestellt, der, obgleich er ganz einfach gearbeitet war, doch in seiner Art ganz einzig war, denn seine Herstellung vom Rohprodukt an bis zum letzten Modelstich war im Laufe eines Tages erfolgt. Um diese Rekordleistung zu vollbringen, hatte man morgens um 5 Uhr vier Schafe geschoren, worauf die Wolle rasch gereinigt und gefärbt wurde. Der weitere Verarbeitungsprozeß, das Krempeln, das Spinnen und das Weben, ging ebenfalls so schnell vor sich, daß schon um 2 Uhr nachmittags das fertige Tuch dem Schneider übergeben werden konnte. Dieser lieferte dann den Mantel, den er in höchster Eile geschneidert hat, so pünktlich ab, daß er, im Flugzeug transportiert, noch vor 7 Uhr abends, also rechtzeitig vor Eröffnung der Ausstellung, an seinen Bestimmungsort gelangte.

Fröhliche Ecke.

Er ist im Recht. „Gestern verkauften Sie meiner Frau einige Eier“, jagte der ärgerlich aussehende Mann zum Händler.

„Ja“, antwortete dieser fröhlich, „ich glaube auch.“

„Und Sie jagten ihr, sie seien frisch.“

„Stimmt.“

„Aber Sie hatten kein Recht, das zu behaupten.“

„Warum nicht? Ich hatte sie doch frisch von Fred Miller gekauft.“

„Das glaube ich nicht. Fred Miller ist ein ehrlicher Mann.“

„Ja — und er hat gesagt, sie wären sehr gut. Er kam hier mit einem Korb voll herein und legte sie da auf diesen Tisch.“

„Wann war denn das?“

„Vor etwa drei Monaten, glaube ich.“

(„Tit-Bits“)

Berufsfeier.

Ich sitze mit meinem Freund, einem Zahnarzt, zusammen im Kaffee. Während er tief in die Zeitungslektüre vertieft ist, sage ich:

„O Gott, tut mir der Kopf weh.“

„Warum läßt du ihn dir nicht füllen?“ jagt mein heissnunniger Freund.

Weite Vorausicht.

Barbier (zum Gehilfen, der einem Herrn einen Zahn ziehen soll):

„Den Herrn behandeln Sie recht liebenswürdig, der hat noch 'n garzen Mund voll!“

Verantwortl. Schriftleiter: i. B. Alexander Tursch, Poznań.